Eine Familie erlebt
Krieg und Frieden

Cammin (Pommern) – Berlin – Warendorf (Westfalen)

Der Zweite Weltkrieg hatte für viele Deutsche spätestens 1945 schwere Folgen. Obwohl meine Mutter Carola und ihre Familie in Cammin/Pommern den ganzen Krieg hindurch nicht viel vom Krieg gemerkt hatte, floh sie doch wegen der herannahenden Front 1945 erst nach Berlin und dann nach Warendorf. Sie verloren dadurch, wie viele andere auch, ihre Heimat und alles, was sie besaßen.

Die Flucht von Cammin in Pommern nach Berlin und von Berlin nach Warendorf hat meine Mutter ihrer Enkelin Monika, der Tochter meines älteren Halbbruders Otto-Ehrenfried, auf Tonband gesprochen. Sie hat diese Tonbandaufnahme – m. W. in einem Schulprojekt – verarbeitet.

Otto-Ehrenfried hat mir am 1. Dezember 2018 seine Version erzählt. Ich habe sie in den Bericht meiner Mutter in kursiver Schrift eingearbeitet.

Ferner hat er seiner Tochter Monika aufgeschrieben, wie er, der damals ein kleiner Junge war (3– 9 Jahre), die Kriegszeit im Cammin und dann die ersten Monate des Friedens erlebte. Auch diese Berichte werden hier wiedergegeben.

Die Geburtsstadt meiner Halbbrüder: Cammin in Pommern

Beitrag von Monika

Cammin liegt am rechten Ufer des östlichen Mündungsarms der Oder, der Dievenow, wo sich diese zum Camminer Bodden erweitert. An drei Seiten grenzt die Stadt an Wasser, im Norden an den Bodden, im Westen an die Dievenow, im Osten an den Carpin.

Bis zum Jahre 1945 war es eine hübsche Kleinstadt mit einem Solebad und Kureinrichtungen.[1] Es hatte etwa 6000 Einwohner, die die Stadt alle verlassen mussten. Cammin wurde schwer zerstört in den letzten Kriegstagen. Heute heißt die Stadt Kamien Pomorski, und es leben polnische Menschen dort, die es als ihre Heimat ansehen.

Inhaltsverzeichnis

Eine Familie erlebt Krieg und Frieden 1

Die Geburtsstadt meiner Halbbrüder: Cammin in Pommern 1

Mein Halbbruder über die Kriegszeit in Cammin (1939–1945)..... 2

Der Luftkampf..... 2

Schulen aus dem Ruhrgebiet zu Gast 2

Flüchtlingstrecks..... 3

Meine Mutter über die Flucht von Cammin nach Warendorf 4

Mein Halbbruder über das Kriegsende in Warendorf..... 7

[1] 1944 heiratete mein Vater Herbert Schrödter dort meine Mutter Carola. Siehe dazu die „Tagebuch-Fragmente aus dem Zweiten Weltkrieg“.

Mein Halbbruder über die Kriegszeit in Cammin (1939–1945)

In Cammin, das ja bis Februar 1945 nicht in der Kampfzone lag, hat man nicht viel vom Krieg gemerkt, aber an drei Beispielen schildert mein Halbbruder Otto-Ehrenfried, welche Eindrücke er damals als 7–9-Jähriger vom Krieg hatte.

Der Luftkampf

Es war Pfingsten 1943. Aus irgendeinem Grunde hatte meine Mutter keine Lust zum Kochen, und wir gingen ins Kurhaus zum Essen. Es war gegen 2 Uhr nachmittags, wir saßen auf der oberen Terrasse an der Querseite des Hauses. Der Himmel war blau, die Sonne schien warm und hell, aber es waren doch viele Wolken am Himmel. Plötzlich ein immer lauter werdender Motorenlärm, und aus einer Wolke, nicht ganz weit von uns, schoss ein Jagdflugzeug. Kaum war es weg, ein anderes hinterher. Sie schossen aufeinander. Kaum waren sie aus der Wolke, waren sie auch schon in einer anderen verschwunden. Wir konnten die Nationalitäten nicht feststellen. Stunden später ein kleiner Auflauf in der Straße. Ein Sanitätswagen hielt. Hinten drin ein zerschossener, offensichtlich abgeschossener Pilot; lallend bat er um Wasser. Jemand lief ins Haus und holte ein Glas Himbeersaft für den armen Kerl. Dann fuhren sie weiter. Vermutlich war er einer der beiden Piloten, die wir beim Essen in den Wolken jagen gesehen hatten.

Schulen aus dem Ruhrgebiet zu Gast

Vermutlich im Sommer 1944 hörten wir, dass eine ganze Schule aus dem Ruhrgebiet nach Cammin kommen sollte. Meine Mutter erzählte uns, dort gäbe es jede Nacht Fliegeralarm, die Kinder müssten in den Keller und können nicht schlafen. Am nächsten Morgen könnten sie dann, weil übermüdet, in der Schule nicht aufpassen. Deshalb kämen sie zu uns, wo es doch bisher noch keine – oder kaum – Luftalarme gegeben hatte. Wir bekamen auch einen Schüler: August Drucks, aus Waltrop, Kukelke 24.[2] Einmal bekam er ein Paket von seiner Mutter geschickt: lauter Bombensplitter, die sie für ihn gesammelt hatte, nach einem Luftangriff .

Bei uns sah man um Zeit ab und zu am hellen Tage hoch oben im knallblauen Himmel die Bomberverbände Richtung Süden fliegen. Wir liefen dann in den Hof und versuchten, die Flugzeuge zu zählen – meist etwa 30 in einem Verband. Flogen sie nach Stettin, um dort Bomben abzuwerfen? Ich habe das nie erfahren.

Audi (so nannten seine Freunde den August Drucks) nahm mich einmal zusammen mit seinen Freunden mit. Wir gingen Richtung Insel Gristow in eine Gegend, die ich noch nicht kannte: Wald, Feld, Wiesen, Wasserläufe. Langsam kam ich dahinter, was die Jungens wollten: Flugblätter sammeln, die von feindlichen Flugzeugen abgeworfen worden waren. Die aufzuheben war strengstens verboten; wenn man erwischt wurde, stand Todesstrafe drauf, munkelten die Jungen; aber das machte wohl gerade den Reiz aus. – In der Ferne sahen wir einmal einen Trupp von anderen Jungens in Begleitung eines Erwachsenen, die wohl „amtlich“ die Flugblätter aufsammelten, damit sie nicht an die Bevölkerung kamen. Dabei – oder auch bei einer anderen Gelegenheit – fanden die Jungens auch eine Brandbombe, die noch nicht explodiert war. Ich habe sie in Erinnerung wie eine lange Dose, etwa 40 cm hoch, und rund wie eine kleine Konservendose.[3] Die Jungens steckten sie unter die Jacke und nahm sie mit nach Hause. Ein paar Tage hatte sie Audi unter dem Bett – er schlief mit mir im gleichen Zimmer. Eines Nachmittags holten ihn dann seine Freunde ab, ich durfte mit, und wir gingen in eine Art alte Sandgrube am Rande des Boddens. Dort legten sie sie unten hin und

[2] Unter dieser Anschrift wohnte 1939 der Heizer Theodor Drucks, sicher der Vater von August, über den ich im Netz nichts gefunden habe. Otto-Ehrenfried erinnerte sich erstaunlich genau: „aus Lünen, glaube ich, Kukelke 22 oder 24“ – Lünen ist die nächstgrößere Nachbarstadt von Waltrop!

[3] der beschriebenen Form nach keine britische oder amerikanische, die sechseckig waren, sondern eine deutsche Stabbrandbombe Typ B1!?

warfen dann von oben mit Steinen darauf, bis die Bombe explodierte und anfing zu brennen. – Von alldem erfuhr meine Mutter nichts.

Flüchtlingstrecks

Im Spätherbst 1944, wenn wir im „Herrenzimmer“ zusammensaßen, lesend, spielend, Vorgelesenem zuhörend, gab es plötzlich ein neues Schauspiel: Immer wieder gegen Abend kurz vor Sonnenuntergang zogen lange Flüchtlingstrecks über die Gülzower Straße, draußen vor dem Fenster in Richtung Stadt. Planwagen waren es, einer hinter dem anderen, gezogen von kleinen Pferdchen; das seien „Panjepferdchen“, sagten die Erwachsenen. – Wir zählten die Wagen: Es waren immer etwa 60 bis 70 in einem Treck. Wo sie herkamen, wollten wir wissen? – Sie kämen aus Kurland, hörten wir; dort sein die Russen jetzt im Vordringen, und die Leute flöhen vor den Russen. – Wo sie hinwollten, wollte ich wissen. – Gerüchte gingen, sie sollten nach Cammin in Mecklenburg[4], aber sie hätten sich auf der Karte mit dem Namen vertan, und deshalb seien sie zu uns nach Cammin gekommen. Einmal sah ich, wie sie auf einer großen Wiese in der Nähe des Schlachthofes sich für die Nacht einrichten. Diese Wiese kannte ich, wir pflegten dort im Winter zu roden, es war nicht weit von unserem Haus. Jemand wusste, sie könnten nicht mehr alles Vieh weiter mitnehmen, und einige hätten Schafe an den Schlachthof verkauft. Da soll es dann in den Fleischereien der Stadt mal wieder Hammelfleisch gegeben haben. – Aber ich habe das alles nur so gehört, wie sich kleine Jungen halt die Dinge erzählen, ohne sie zu verstehen.

[4] Cammin bei Rostock oder Cammin bei Burg Stargard

Meine Mutter über die Flucht von Cammin nach Warendorf

Als meine Mutter und ihre Kinder die Flüchtlingstrecks sahen, dachten sie nicht, dass sie auch bald die Heimat verlassen würden. Sie flohen dann auch nicht mit dem Pferdewagen, aber schlimm genug war es doch.

Im Januar 1945 – am 29.[5] – fuhren wir – die beiden Kinder[6], meine Mutter und ich *mit einem Kinderwagen voller Babysachen für das erwartete Kind (Bärbel) und einem Reisekoffer*[7] – mit den Frühzug nach Stettin. Wir wollten nach Berlin *(mein Mann Herbert hatte berichtet, dass die Ostfront nicht, Berlin aber sicher gehalten bzw. zur Offenen Stadt erklärt würde*[8]*)* und hofften, auf diese Weise ein Stückchen weiter von der heranrückenden Front entfernt zu sein. Ich war aber so ahnungslos und uninformiert, dass ich glaubte, in absehbarer Zeit wieder zurückkommen zu können. Ich hatte nur einen Teil der wichtigen Papiere und Wertsachen in den Koffer gepackt. Den Kindern und mir war nicht klar, dass es ein Abschied für immer sein würde. Unser vorläufiges Ziel waren die Schwiegereltern in Berlin-Friedrichshagen; meine Mutter, selbst in Berlin schon ausgebombt, wollte zu meinem Bruder nach Berlin-Wilmersdorf.

Wir fuhren also mit einem der wenigen regulären Züge von Cammin nach Stettin, wo wir sehr lange Aufenthalt hatten, vielleicht bis abends 8 Uhr. Dann wurde ein leerer Zug zur Fahrt nach Berlin bereitgestellt. Er war ungeheizt, und wir saßen frierend im Zug, bis er irgendwann endlich abfuhr. Erstaunlicherweise kamen wir glatt durch nach Berlin und waren in der kalten Januarnacht gegen 11 Uhr am Ziel.

Meine Mutter machte sich nun alleine auf den Weg zu meinem Bruder Kurt, sie erkannte aber den Weg nicht mehr, denn alles war so fürchterlich zerbombt, und sie konnte sich nicht mehr orientieren. So irrte sie hilflos und total erschöpft durch die Schuttberge, bis sie sich schließlich einfach auf eine Schwelle setzte und dort die kalte Nacht im Schnee verbracht. Sie kam aber gesund davon und holte sich keine Lungenentzündung – ein reines Wunder. Am nächsten Morgen fand sie dann ihren Weg.

Wir kamen zu den Schwiegereltern und blieben dort als Besuch in Friedrichshagen. Das Schlimmste waren die nächtlichen Bombenangriffe, bei denen man immer in den Keller gehen musste, und das mit zwei Kindern, die aus dem Schlaf gerissen werden mussten und nur herumtorkelten, während man sie anzog. Aber glücklicherweise wurde unser Haus nie getroffen, und wir konnten immer wieder nach oben gehen. So ging das bis Mitte März. Es hatte immer geheißen, Berlin würde nicht verteidigt werden, in dem Falle würden auch die feindlichen Truppen nicht angreifen. Aber plötzlich wurde das geändert, Berlin wurde *doch nicht*[9] zur offenen Stadt erklärt. Das hieß offenbar, dass nun auch gekämpft wurde, Frauen und Kinder sollten die Stadt so schnell wie möglich verlassen.

So beschlossen wir weiterzuziehen zu meiner Schwester Paula nach Warendorf. Am 13. März[10] traten wir die Reise an. Wir trafen uns mit meiner Mutter, *die von meiner Schwester Mia zum Bahnsteig gebracht worden war,*[11] am Bahnhof Zoologischer Garten, denn von dort aus sollten immer noch regelmäßig Züge in den Westen gehen. *Wenn der Berichterstatter sich richtig erinnert, war des später Nachmittag. Den Kinderwagen und den Koffer sahen wir noch verladebereit vor dem Gepäckwagen stehen.*[12]

Es war ein Tag mit strahlendem Sonnenschein, was wir gar nicht so gut fanden, denn diese Tage waren sehr beliebt für Bombardements, und die Gefahr, beschossen zu werden, besonders groß. Wir

---

[5] Georg Schrödter schreibt in Herberts Lebenslauf „18.01."
[6] meine Halbbrüder Otto-Ehrenfried und Georg
[7] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 01.12.2018
[8] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 01.12.2018
[9] „doch nicht" steht nicht im Manuskript, muss aber der Logik halber ergänzt werden.
[10] Georg Schrödter schreibt in Herberts Lebenslauf irrtümlich „13.04.". Gem. Fußnote 23 wurden jedoch die Brücken, die sie am 15.03. noch überqueren konnten, am 03.04. gesprengt.
[11] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020
[12] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020 und 01.12.2018

kamen aber in halbwegs normaler Zeit bis Hannover. *Wie sich später herausstellte, war es der letzte Zug nach Westen.*[13]

Dann war Schluss. Auf der Strecke Hannover–Köln, die wir hatten befahren sollen, waren am Tage zuvor 53 Brücken zerstört worden. Und so schnell konnte das damals nicht wieder aufgebaut werden. So mussten wir alle aussteigen und sehen, wie es weitergehen würde. Irgendwie ging es auch immer weiter, es dauerte alles nur sehr lange. Der Bahnhof von Hannover war völlig zerstört, aber ein großer Wartesaal war unversehrt, und dort fanden wir Platz *zum Übernachten*[14]. Am Nachmittag fanden wir eine Möglichkeit, mit dem Personenzug nach Hameln zu kommen. *Den Zug haben wir genommen und kamen so bis Hameln. Das muss am frühen Nachmittag gewesen sein. Ich erinnere mich, dass im Bahnhof Hameln – etwas abseits von unserem Bahnsteig – ein Zug stand und brannte. Irgend jemand behauptete, es sei ein Lazarettzug. Gegen Abend erwischten wir einen Zug, der uns weiter bringen sollte. Ich weiß nicht, was sein eigentliches Ziel gewesen wäre.*[15] Wir gelangten am Abend nach Rinteln, *wir fuhren noch etwas weiter als Bahnhof Rinteln, dann blieb der Zug stehen. Es war schon dunkel, nach meinem Erinnerungsgefühl so zwischen 22 und 23 Uhr. Alle aussteigen!*

Nun steht dort, wo der Zug hielt, an einem Bahnübergang, ein Bahnwärterhaus,[16] wo ein freundlicher Streckenwärter sich der gestrandeten Flüchtlinge und Reisenden annahm, uns in sein Haus ließ und uns Tee gab. Wir verbrachten dort die zweite Nacht. Alle Menschen waren damals sehr hilfsbereit, in der Not war das eine große Erleichterung für uns. *Am nächsten Morgen waren auf der Straße neben dem Bahngleis Pferdewagen aufgereiht.*[17] Weil ab hier keine Züge mehr fuhren, hatten die Bewohner des Ortes Pferdewagen, wie sie die Bauern damals hatten, für uns besorgt. Unser Gepäck wurde aufgeladen, und die alten Leute und die kleinen Kinder dürfen aufsteigen, also der fünfjährige Georg und meine Mutter.[18] Die anderen – *auch Otto-Ehrenfried, er war 8*[19] – liefen den ganzen Weg nach Vlotho zu Fuß.

Bald sah man auch, warum der Zug nicht hatte weiterfahren können bis Vlotho[20]*: Die Bahnstrecke, die dort fast den ganzen Weg neben der Straße läuft, war – wohl am Tag vorher – frisch bombardiert worden; die Schienen steckten teilweise senkrecht im Gleisbett, ragten wie Kreuze in die Luft*[21]*! Das hat sich dem Berichterstatter tief eingeprägt – so etwas hatte er noch nicht gesehen.*[22]

Die Bahn-Weserbrücke war kaputt (?), aber die Straßenbrücke passierbar; und so kam unser Treck bis zum Bahnhof in Vlotho.[23] *Es gab aber keinen Zug weiter nach Westen!*[24]

---

[13] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 01.12.2018. Oder war der letzte Zug an diesem Tage – D 14 ab Berlin Zoo 13.02 Uhr – gemeint?
[14] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020. Weiterfahrt also am 14.03.
[15] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020
[16] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020
[17] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020. Weiter also am 15.03.
[18] Otto-Ehrenfried fragte sich am 25.11.2020: Und auch Mami, hochschwanger mit der kleinen Bärbel?
[19] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020
[20] Otto-Ehrenfried schrieb am 25.11.2020 irrtümlich „Hameln“
[21] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 01.12.2018
[22] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020; er schrieb dazu: „Vor ein paar Monaten habe ich einen Tagesausflug nach Rinteln gemacht; ich wollte die Strecke noch einmal identifizieren, die wir damals zu Fuß gegangen sind, und habe diese Strecke, auf der wir per Pferdewagen bis zum Bahnhof Vlotho marschiert sind, genau wiedererkannt. In Richtung Vlotho liegt links der eingleisige Schienenstrang, der damals also unbenutzbar zerstört war; dann kommt die Straße, und rechts von der Straße steigt ein Höhenzug des Weserberglandes teilweise sehr steil an. Neben den kaputten Schienen haben mich diese Berge sehr beeindruckt, weil ich in unserer flachen Umgebung in Cammin noch nie richtige Berge gesehen hatte. Ist heute alles noch da!“ Gem. Karte wohl immer an der Bahnlinie entlang über die Dankerser, Weser-, Ravensberger und Rintelner Straße, insgesamt 15 km.
[23] Die Reisenden überquerten zu Fuß die Brücke zum Bahnhof; Ankunft ca. 18 Uhr. (Quelle?) In Vlotho muss – von rechts der Weser kommend – eine Straßenbrücke überquert werden, hinter der unmittelbar der Bahnhof liegt. Die Brücken wurden am 03.04.1945 gesprengt.
[24] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020

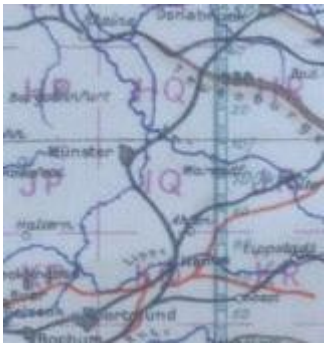
In Vlotho sagte man uns, jetzt müssten wir sehen, wie wir weiter kämen, in der Nähe sei eine Reichs-autobahn, und Wehrmachtsfahrzeuge hätten Anweisung, Flüchtlinge mitzunehmen. Tatsächlich fanden wir auch – es war dann schon der 15. März – einen *Militär*[25]-Lastwagen, der uns auf der offenen Ladefläche bis Rheda mitnahm. Dort fragten wir uns zum Bahnhof durch*, etwa zwei Kilometer oder etwas mehr, wieder zu Fuß,*[26] und erfuhren, dass der nächste Zug nach Warendorf in der Nacht um 11 Uhr gehen würde. Zwischendurch gab es wieder Alarm: ein Bombenangriff. Wir taten in unserer Not etwas Unkluges und suchten Schutz unter einer Eisenbahnbrücke. Hier setzt sie sich meine Mutter, die damals schon 78 Jahre alt war, einfach auf eine Decke auf die Straße und fing an zu phantasieren. *Sie war unterzuckert und erkannte auch die Leute nicht mehr.*[27] Ich hatte Angst, sie würde den Verstand verlieren, schrecklich! *Sie glaubte, in einem Luftschutzkeller zu sein, hielt die oben vorbeifahrenden Züge für Bomber und wollte nicht nach oben auf den Bahndamm, wo sie den Zug hätten besteigen sollen.*[28] Aber nach einer Stunde kam wirklich ein Zug. Damals waren sie unbeleuchtet und ungeheizt, richtig unheimlich. Auf dem Weg nach Warendorf hatten wir im Abteil einen Offizier, der mir Hilfe versprach. In Warendorf begleitete er uns dann durch den unbekannten Ort zu meiner Schwester. Niemand erwartete uns da, als wir mitten in der Nacht vor der Haustür standen.

[25] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020
[26] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 25.11.2020
[27] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 01.12.2018
[28] So berichtete es mir meine Mutter vor vielen Jahren.

Mein Halbbruder über das Kriegsende in Warendorf

Das Kriegsende, das heißt den Einmarsch der 9. US-Armee in Warendorf, schilderte mein älterer Halbbruder so:

Ende März waren wir, von Berlin her kommend, bei Tante Pauli, einer Schwester meiner Mutter, angekommen. Sie rückten in ihrer Wohnung am Markt 17[29] zusammen, und so fanden wir vier – meine Mutter, meine Großmutter, mein Bruder und ich – auch noch Platz. Mein Bruder war damals knapp 6 Jahre alt. Besonders befreundete ich mich mit meiner Kusine Marliese, die war damals 9; ich selbst würde in ein paar Wochen auch 9 werden. Warendorf war damals eine vollkommen heile Stadt. Manchmal gab es Fliegeralarm. Wenn dann „anfliegende feindliche Verbände“ für „Ida Quelle“ gemeldet wurden, mussten wir in den Keller.



Das Jagdtrapez "Ida-Quelle" lag westlich von Warendorf

Es war Karsamstag, der 31. März 1945. Wir hatten Mittag gegessen. Nach dem Essen sagte Tante Pauli – dem Sinn nach –: „Es ist so schönes Wetter, wir könnten ja mal zur ‚Herrlichkeit‘ *(ein Ausflugslokal)* gehen. Kinder, Ihr geht schon mal vor und sagt, dass wir zum Kaffee kommen; wir machen noch die Küche, und Onkel Bernhard kann noch seinen Mittagsschlaf machen. Marliese kennt den Weg ja.“ Also zogen wir drei Kinder los, so kurz vor 2 Uhr. Ein strahlend blauer, wolkenloser Himmel mit warmer Vorfrühlingssonne lag über Stadt und Land. – Wir gingen durch die Oststraße. Kurz vor dem Osttor links ein ausgebranntes Gebäude; die Scheune von Niemer-Everding *(Oststraße Ecke Zuckertimpen)* war durch Tieffliegerbeschuss in Brand geraten, wusste Marliese.

Wir gingen weiter. Nach etwa acht Minuten, auf der Höhe der Gärtnerei Fresmann[30], kurz hinter der Brücke über den Sambach[31], plötzlich ein mir unbekanntes Geräusch in der Luft. „Tiefflieger“, rief Marliese. „los, schnell in den Graben!“ Wir rannten in den Straßengraben und versuchten uns unter einem Obstbaum – der ja noch kein Laub hatte – einigermaßen zu verstecken. Aber die Tiefflieger hatten es offensichtlich auch nicht auf uns abgesehen. – Im Weitergehen erzählte Marliese dann, dass sie aber sehr gefährlich werden könnten¸ dass sie mit Maschinengewehren auf Leute, die sie im Freien sähen, schössen; man müsse sich entweder verstecken, dass sie einen nicht sehen, oder Schutz suchen, wo sie einen nicht treffen könnten. Nach weiteren zehn Minuten – wir waren schon auf dem Feldweg „Im Esch“[32] – noch einmal Tiefflieger, aber sie kamen nicht näher.

Bald sahen wir ein kleines Waldstück vor uns, „Herrlichkeit’s Busch“; „dahinter liegt die Herrlichkeit,“ sagte Marliese. Gegen halb drei kamen wir an und gingen gleich in die Küche, wo wir Tante Vetting und Tante Ippel antrafen. Marliese kündigte den Besuch auftragsgemäß an und stellte meinen Bruder Georg und mich vor. „Das ist ja schön, dann geht men erst noch in den Garten.“ – Durch die Waschküche gingen wir nach draußen, Marliese kannte sich aus. Josef war gerade dabei, mit pferdebespannter Sturzkarre das im Wirtsgarten zusammengeharkte Laub abzukippen. Wir schauten zu und unterhielten uns freundlich mit Josef. Marliese wusste, dass Josef Pole oder Russe war, der dem Hof als Arbeitskraft zugewiesen worden war. Kurz nach halb vier sahen wir die Eltern durch den „Busch“ auf die Herrlichkeit zukommen. Dann ging es ans Kaffeetrinken. Zwischendurch merken wir wie die Erwachsenen unruhig wurden. Die Amerikaner seien im Anmarsch. Aufhängen schon weiße Fahnen zum Zeichen der Kapitulation aus dem Fenster. – Onkel Ferdinand, Tante Fittings Neffe, der den Hof führte, weil sein Bruder als Soldat eingezogen war, holte ein weißes Betttuch, nagelt der es an eine lange Dachlatte, und nagelte diese Kapitulationsfahne an den Eckpfosten des Zaunes um die Oberwiese; das war der Teil des Hofes, der der Straße B64, die etwa 500 m südlich vom Hof verläuft, am nächsten liegt.

---

[29] im zweiten Stock(?) des Hauses, in dem sich heute die Geschäftsstelle der „Glocke“ befindet
[30] wahrscheinlich die heutige Gärtnerei Ohlmeyer
[31] wohl der heutige Holzbach
[32] sicher der heutige Mühlenweg

Wir schauten zu.

Etwa eine halbe Stunde später neue Unruhe. In Warendorf hätten sie die weißen Fahnen alle wieder eingezogen. SS sei in der Stadt und wolle sie verteidigen bis zur letzten Patrone. Wer kapituliere, werde standrechtlich erschossen. – Onkel Ferdinand ging zur Hofecke und holte die weiße Fahne wieder ein .

Wieder etwas später neue Nachrichten aus der Stadt: die SS sei abgezogen, in allen Fenstern hingen wieder die weißen Fahnen. – Onkel Ferdinand nagelte seine wieder an, und dabei blieb es. – Und kurz darauf sah man auf der B64 schon lange Fahrzeugkolonnen – Panzer und Lastwagen – Richtung Westen rollen. Als es anfing dunkel zu werden, kamen Leute aus der Umgebung in die Küche, wo wir nun alle etwas ängstlich zusammenhockten. Ludemanns und ihre Tochter Frau Hagemeyer sind mir besonders in Erinnerung. Sie waren in Münster ausgebombt und wohnten in einer Baracke – "Behelfsheim" nannten sie es – am Südrand von "Herrlichkeit's Busch"; obwohl das kleine Holzhaus mit flachen Dach mit Kiefernzweigen benagelt war, zur Tarnung, konnte man es von der Straße aus gut ausmachen. Sie hatten Angst, besonders Frau Hagemeyer, die ein Baby hatte. Sie wollte mit dem kleinen Kind allein in den Wald; aber die Großen überzeugten sie, dass es besser sei, hierzubleiben. – Ich kann mich nicht erinnern, dass an dem Abend noch viel passierte. Es wurde spät, und wir wurden müde. Die Straße zurück nach Warendorf war voller Militär – zurück konnten wir nicht. So wurden im Wohnzimmer und in der Gaststube Tische und Stühle auf die Seite geschoben, Matratzen vom Speicher geholt und auf dem Boden ausgebreitet, und so verbrachten wir die Nacht.

Irgendwann einige Zeit später kamen amerikanische Soldaten an die Tür. Sie verlangten die Herausgabe aller Waffen, die vorhanden wären. Später fanden wir ein Gewehr im Wäldchen neben einer Buche wieder, halb von Laub bedeckt. Die Soldaten hatten sie dort einfach gegen den Baum geschlagen und zerbrochen. Wir ließen sie liegen.

Meine Mutter und ihre beiden Söhne blieben längere Zeit – gegen Mitarbeit im Haushalt und auf dem Hof – auf der Herrlichkeit. Die Kinder fühlten sich dort sehr wohl. Carola brachte dort am 11. April ihre Tochter Barbara „Bärbel" zur Welt.

Als im Oktober der Bauer heimkehrte und die Gastwirtschaft wieder eröffnen wollte, wurde die Familie, die in der Gaststube gewohnt hatte, gebeten auszuziehen; man kam wieder bei Tante Pauli am Markt unter,[33] *wo am 20. mein Vater Herbert Schrödter als Heimkehrer eintraf.*

Später zogen sie in eine Wohnung in der Wallpromenade 25, 1954 schließlich nach Münster in die Habichtshöhe 86a, wo ich am 06.11.1954 geboren wurde.

[33] Ergänzung durch Otto-Ehrenfried am 18.07.2021